

Schwarzwälder Tageszeitung

„Aus den Tannen“

Amtsblatt des Kreises Calw für Altensteig und Umgebung — Heimatzeitung der Kreise Calw und Freudenstadt

Verleger: Monatl. d. Post A 1.20 einschl. 18 Pf. Geb.-Geb., aug. 30 Pf. Zustellungs-G., d. Wg. 1.40 einschl. 20 Pf. Anst.-Geb.; Einzel-Nr. 10 Pf. Bei Nichterhalten der Ztg. inf. hoch Gemalt bei Wiederholung oder Mengenabnahme Nachh. nach Preisliste. Erfüllungsort: Altensteig. Gerichtsstand: Nagold.

Nummer 67

Altensteig, Montag, den 20. März 1944

67. Jahrgang

Der feilische Schutzwall

Eindrücke einer Fahrt zwischen den Fronten

Von Kriegsberichterstatter Hans Mehlert, Pfl.

Wie bei einer Schlacht der Sieg erst mit einem Durchbruch in die Tiefe der feindlichen Stellungen erkämpft wird, so werden ganze Kriege auch erst mit der Vernichtung der inneren Widerstandskräfte eines Volkes entschieden. Sie sind das Herz der Völker. Aus ihnen bauen sich jene Wälle auf, die Jean Paul Festungswerke der Seele nennt. Erst wenn sie preisgegeben sind, ist der Kampf verloren.

Die Fahrt aus der Ukraine durch Deutschland nach Finnland kann in diesem Zusammenhang als Besichtigungstour dieser feilischen Schutzwälle bezeichnet werden. Aus einem Brennpunkt des südlichen Abschnittes der Ostfront kommend, war das Herz noch schwer von der Fülle des Erlebten. Auch die Trennung war schmerzhaft, denn die Kameraden blieben zurück. Man spürt das erst, wenn man dem Spannungsfeld der Gefahr entronnen ist. Dann sieht man die bekannten Gesichter vor sich, die jenseitige Erde, die zerfallenen Hütten, die engen Gräben. Fahl der Morgen wächst über lachtes Land. Dunkle Wolken sprühen zuckende Blitze. Feuer und Rauch wüten, Stöhnen und Blut. Es läßt einen nicht los, und wo der Tag zu Licht und zu gut halbt, da gesteht es im Traum durch die Nächte.

So geht es im Osten bei den schweren Abwehrkämpfen nun über ein halbes Jahr, ohne daß es den Sowjets trotz Einsatz aller Kräfte gelungen ist auch nur an einer Stelle einen entscheidenden Durchbruch zu erzielen. Dieser Abwehrerfolg war jedoch nur durch die unerschütterliche Standhaftigkeit unserer Soldaten möglich, die diesen Kampf kühnlich neu zu wagen und neu zu bestehen haben. Sie werden verwundet, sie fallen — und sie werden doch nie besiegt!

Man muß erst Abstand gewinnen, um das ausgesprochen zu können. Abstand, um über das schmerzliche Opfer des einzelnen hinweg das Ganze zu sehen. Dann läßt und läutert sich vieles, und nichts ist mehr unwichtig. Denn wo es um das Leben eines Volkes geht, hat das Leben eines einzelnen nur mehr Sinn im Kampf dafür. So schwer und bitter dem einzelnen auch oft alles sein mag — es kann nicht anders sein.

Man steht noch ganz im Banne dieser schweren Kämpfe, wenn man die Städte hinter der Front betritt. Imobru, Stuttgart, Köln, Berlin — wir sind überall durch die Straßen gegangen und haben mit offenen Augen das Leid und die Not gesehen. Wir haben aber noch mehr: Wir haben nach einer schweren Bombennacht das Gesicht deutscher Jungen, die im Bombenhagel und Feuer ihren Dienst erfüllten. Es war das erschütterndste Erlebnis für uns. Denn diese Buben waren über Nacht fast zu Männern gereift. Ihre Kleider waren zerfetzt, ihre Hände zerkratzt, aber aus ihren geschwärtzten Gesichtern schauten ein paar Augen, die über Nacht wissend geworden waren. Wir wären am liebsten auf sie zugegangen und hätten sie in unsere Arme geschlossen.

Der Soldat, der von der Front in Bombenurlaub fährt, braucht Zeit, um damit fertig zu werden. Beim Anblick seines zerfetzten Helmes erscheint sein Kampf im ersten Augenblick sinnlos geworden zu sein. Da sind die Eiter, die Frau, die Kinder. Da ist die Unquartierung, das neue Innehalten, das Meistern der Schwierigkeiten. Still legt er überall mit Hand an, tröstet, beschwichtigt, beruhigt — denn er muß der Stärkere sein. Dann geschieht die große Wandlung: Er erlebt die Gefährlichkeit der Soldaten, sieht die Tapferkeit der Frauen, die Unerschütterlichkeit der Jungen. Er spürt, daß das Leben weitergeht, wie draußen nach einem abgeschlagenen Feindangriff. Wohl ist äußerlich vieles eng und arm geworden, aber innerlich haben sich unbekannte Tiefen erschlossen, aus denen aus unerwartbaren Quellen Kräfte strömen, die auch das Schlimmste ertragen lassen.

Da ist ein junger Gelehrter, dem sind Vater und Mutter bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen. Er fährt still nach Hause, kehrt still zurück. Er sprach mit niemand darüber, aber als die Sowjets einmal eingebrochen waren, blieb er allein an seinem Maschinengewehr und wehrte sich so lange, bis seine Kameraden im Gegenstoß die alten Stellungen wieder nahmen. Er ist ein einfacher Mann und hat nie Zeit gehabt, Bücher zu lesen. Aber verstopft er nicht geradezu die Worte, die Wilhelm von Humboldt in seinem Briefen einmal niederschrieb: „Das ist das edle Vorrecht des Menschen, daß er dem Unglück die eigentliche Gewalt über sich nimmt.“

Wohlfühl der Bombenterror mit das Schwert, was die Heimat zu tragen hat. Aber er entschlief unsere Kräfte zu einem einzigen, lodrenden Feuer. Der Feind wird sie noch zu spüren bekommen.

Von Berlin nehmen wir noch ein Bild mit, das diesem gealterten Willen zum Kampf und Leben um jeden Preis einseitigen Ausdruck verleiht: Der Jug verläßt im Morgenrauschen die Stadt. Zwei Tage zuvor war ein schwerer Angriff. Kanonen und Trümmer gleiten draußen vorüber. Hinter den zerstörtesten Schichten höher, dachloser Gebäude aber flammt Licht, in dessen Schein sich schwarze Gestalten an Tischen und Maschinen bewegen — Leben und Arbeit gehen weiter als ob nichts geschehen wäre.

Die Nächte sind länger geworden. Noch um 9 Uhr morgens ist im Südosten Hellblau dieses Licht. Der Hafen ruht mitten in das Herz der Stadt vor. Über den Schiffsmasten schlagen hohe Gebäude und Türme von beiden Seiten zusammen, danach ist ein weiter, weißer, schneefarbener Platz und dahinter ragen schwarze Türme auf kleinen Inseln über das Meer.

Hohe sowjetische Menschen- und Materialverluste

Das erbitterte Ringen im Osten hält an

Aus dem Führerhauptquartier, 19. März.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Im unteren ukrainischen Bog führten die Sowjets zahlreiche vergebliche Angriffe gegen unsere Brückenköpfe. Feindliche Uebersegerische wurden geschlagen.

Zwischen mittlerem ukrainischem Bog und Dnjestr dauern die Kämpfe mit weiter vordringenden feindlichen Kräften an. Im oberen ukrainischen Bog sowie zwischen Proskuraw und Tarnopol schickten wiederholte Angriffe der Bolschewiken. Unsere Truppen warfen die Sowjets an mehreren Stellen in entschlossenen Gegenangriffen zurück und fügten ihnen hohe Menschen- und Materialverluste zu. Dabei wurden allein in einem Korpsabschnitt 44 Panzer und 12 Sturmgeschütze sowie zahlreiche andere Waffen und Fahrzeuge vernichtet oder erbeutet. Im Raum Kijew lebte Kowel wurden starke feindliche Angriffe abgewiesen oder aufgefangen. Die schweren Kämpfe dauern an.

Im mittleren Frontabschnitt lebte die Gefährlichkeit wieder auf. Deutsche Vorstöße des Feindes am Südufer des Pripiet, südlich der Beresina, an der Smolensker Autobahn und südöstlich Witebsk schickten.

Im Norden der Ostfront ließ die Wucht der feindlichen Angriffe infolge der am Vortage erlittenen hohen Verluste nach. Die Sowjets führten an den bisherigen Brennpunkten nur britische, von Panzern unterstützte Angriffe, die in unserem Abwehrfeuer zusammenbrachen. Einige Einbruchstellen aus den Vortagen wurden im Gegenstoß beseitigt.

Eigene Stoßtrupps vernichteten im Kondoroff von Kettuno zahlreiche feindliche Wägen, Panzerfahrzeuge. Der Feind erlitt schwere, blutige Verluste. Gefangene wurden eingebracht. Gegen Cassino lagte der Feind seine von Panzern unterstützten starken Angriffe fort. Sie wurden mit weicherer Unterstützung durch Schlacht-

Wegz in harten Kämpfen abgeschlagen. In schnellem Gegenangriff wurde die im Nordwesten des Ortes liegende Burgruine zurückerobert. An der übrigen Front verlief der Tag ohne besondere Ereignisse.

Nordamerikanische Bomberverbände führten erneut einen Terrorangriff gegen die Stadt Rom. Im Stadtzentrum und in Wohnvierteln entstanden große Schäden und Personenverluste.

Die britisch-nordamerikanischen Bomber erlitten in den letzten 24 Stunden bei Angriffen gegen das Reich erhebliche und gegen deutsche Stützpunkte in Oberitalien schwere Verluste. 98 feindliche Flugzeuge, darunter 83 viermotorige Bomber, wurden vernichtet. Bei Tage wurden in den Wohnvierteln der Städte München und Friedrichshafen, in der vergangenen Nacht in Frankfurt/Main durch feindliche Terrorbomber Schäden und Verluste unter der Bevölkerung verursacht. Störangriffe einzelner britischer Flugzeuge richteten sich gegen Mittel- und Westdeutschland.

Neue Ritterkreuzträger des Heeres

Das Führerhauptquartier, 17. März. Der Führer verlieh das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Oberleutnant d. R. Max Kelmwald, Kommandeur eines Münchener Grenadierregiments, geboren am 1. September 1903 in Jagelstadt (Gau Bayern); Major Erich Schlemminger, Bataillonskommandeur in einer schlesischen Aufklärungsabteilung; Hauptmann d. R. Gansmeier, Kommandeur eines bayerischen Jägerbataillons, geboren am 30. Mai 1900 in Boding (Gau Bayern); Hauptmann Matthias Langmaier, Bataillonskommandeur in einem württembergisch-badischen Gebirgsjägerregiment, geboren am 30. März 1910 in Neu-Ulm (Gau Schwaben); Oberleutnant Otto Post, Schwadronschef in einem schlesischen Divisions-Jägerbataillon; Oberwachtmeister Wilhelm Baur, Batterieoffizier in einem Trappauer Gebirgsartillerieregiment.

Bomben auf Florenz

Von Kriegsberichterstatter Heinz Richter

(Pfl.) Wenn wir in den vergangenen Jahren, aus dem Süden kommend, auf Urlaub fahren und an Florenz vorbeifahren, dann haben wir in der Ferne die Türme und Kuppeln der weltberühmten Stadt. Wir hätten wohl gern einen Tag unserer Urlaubszeit geopfert, wenn wir sie hätten besuchen dürfen; aber schon damals war es den deutschen Soldaten verboten, Florenz ohne besondere Genehmigung zu betreten. Die Stadt wurde von der deutschen Führung bewusst in keiner Weise militärisch belegt, um alles zu vermeiden, was die unerlässlichen Kulturwerte gefährden konnte.

Wir haben den Sonderauftrag, die wichtigsten Bauten von Florenz in ihrem heutigen Zustand im Bild festzuhalten. Sofort erhalten wir einen gedruckten Zettel, der besagt, daß Florenz eine zivile Stadt und ihr Betreten verboten sei. Wir erhalten einen Sonderausweis und machen einen ersten Bummel durch die Stadt zum Dom Santa Maria del Fiore mit der prächtigen farbigen Marmorfassade und der lähn gespannten Kuppel Brunellescis. Der Glockenturm ist einer der schönsten, die Italien aufzuweisen hat, ein Meisterstück Giotto. Nicht daneben der eigenartige Bau des achtseitigen Baptisteriums. Die berühmten Bronzetüren sind zwar hinter hohen Steinwällen verborgen, aber der Innenraum mit der schönen Kuppel läßt uns auch heute wieder still werden.

In den Straßen grüßt das geistige Leben der alten Handelsstadt. Wir lassen uns vom Strom mitnehmen bis zur Piazza della Signoria. Wie eine Truheburg, majestätisch und voller Kraft, beherrscht dort neben der Loggia del Lanzi der Palazzo Vecchio das Bild. Ueber seinem zwingburgartigen Wehrgang heilt der schlante Turm auf.

Wir sind gerade auf dem Weg nach San Lorenzo und dem Palazzo Medici, als plötzlich die Sirenen aufheulen. Es nimmt niemand so recht Notiz davon. Die Sirenen werden zwar geschlossen; aber sonst geht alles seinen gewohnten Gang. Diese Stadt ist unantastbar. Niemand wird wagen, hierher Bomben zu werfen. Denn es sind ja nicht nur die weltberühmten Bauten, die Florenz ausmachen. Diese Stadt als Ganzes ist ein Kunstwerk. Gleichgültig, wo hier die Faust des Krieges zuschlagen würde, sie müßte Unersehliches vernichten.

Da ist die Luft erfüllt von dem Dröhnen der viermotorigen

Bomber. In mehreren Wellen schieben sie sich heran. Es muß keine Flak; denn die Stadt ist nicht geschützt. Ihr Raum, ihre Schönheit sind ihr Schut. Plötzlich rauscht es nieder. Es ist, als ob ganz Florenz den Atem anhält. In wenigen Minuten ist das schändliche Werk vollendet. Staubwolken lagern über der Stadt. Türme ragen anfangend zum Himmel.

Die Vernichtungswut der südlich-schwarzen Allians gegen alles Schöne und Erhabene ist planmäßig. Das Verbrechen von Monte Cassino wurde fortgesetzt mit der Bombardierung Roms. Nun wiederholt sich das gleiche in Florenz.

Welche militärischen Ziele birgt diese Stadt? Der Bahnhof ist ein Kopfbahnhof; also unnützlich ihn zu bewahren, denn damit kann man keine Linie unterbrechen. Aber was fragen sie noch nach militärischen Zielen! Sie finden Gefallen am Zerbrechen und fragen nicht mehr, ob es einen Sinn hat. Was wissen sie von dem heiligen Schauer, der uns erglöh, wenn wir vor dem Werk eines begnadeten Künstlers stehen! Ihre Vernichtung ist ohne Grenzen: sie kennen kein Maß mehr.

Moskaus neue Regie

Ukrainische Republik erhebt Anspruch auf polnische Gebiete
Das Stockholm, 17. März. Reuters Korrespondent Harold King meldet aus Moskau, die ukrainische Regierung habe ihre Gebietsansprüche über die Curzon-Linie ausgedehnt. Diese Forderung habe Nikita Khrushchew, der Präsident des Ukrainischen Rates der Volkskommissare, erhoben, als er am 1. März in Kiew in einer Sitzung des ukrainischen Obersten Sowjets sprach.

Es kommt genau so, wie wir es jenseitig, als die Sowjets die sogenannte Verfassungsreform vornahm, vorausgesetzt haben. Wo hieder Moskau Ansprüche auf polnische Gebiete erhebt, tun das jetzt die „selbständigen“ Republik. Schon wenige Wochen nach dem Scheinmörder tritt die neue Regie zutage: nicht mehr Stalin spricht, sondern Nikita Khrushchew. Es könnte auch irgendein anderer sein. Der Name besagt nichts Wichtiges nur, daß hier weitere Abschlagszahlungen auf die schließlichen Machtansprüche gefordert werden. Diese Taktik eine etwas verfeinerte Methode der alten Politik des Kreml, daß ganz in das Gesamtbild, das wir über die Ziele der Scheindemokratie und die Zuverlässigkeit sowjetischer Vor schläge entworfen haben.

Drangung ermutigt zu befehligen, um den kommenden Weltkrieg fern ein glückliches und friedliches Leben zu führen. Wir werden unsern Verteidigungskampf.

Während uns die Bohn durch die weiten Wälder Finnlands dem hohen Norden entgegenstrahlt, gleichen die Bilder dieser langen Fahrt noch einmal an uns vorüber. Wo immer wir auf waren, was immer wir auch lachen: Es war einander würdig, Front und Heimat gleichen jener Handvoll Männer, von denen Ernst Jünger sagt, daß sie wohl zermalmt aber nicht besiegt werden können. Eine solche Engherzigkeit aber ist Gebot und Erfüllung zugleich. Die Festungswerke der Seele verbürgen den Sieg.

Asiens wirtschaftliche Entwicklung

Wenn die Amerikaner jetzt mit größerer Energie den Zugriff auf die japanische Stellung Japans vorantreiben, so sind sie sich dabei, wie die Worte des Admirals Mitsi beweisen, daß Japan vom Pazifik her nicht erobert werden könne, der Schwierigkeiten dieses Unternehmens wohl bewußt. Der Versuch, die Verbindung nach China von Burma aus freizulassen, um von dort aus zum Vordringen gegen Japan anzutreten, ist auch in diesem Jahre wieder abgelehnt. Tschinghaifsch ist nicht mehr in der Lage, eine Front aufzubauen, die in dem entscheidenden Vorstoß an die Küste imstande wäre, um dort eine Landung der Amerikaner zu ermöglichen. Es wird daher diesen nichts anderes übrigbleiben, als ihren Angriff über sämtliche Vorkriegsstellungen Japans hinaus vorzutragen. Ein Unternehmen, das ungezählte Schwierigkeiten bietet, weil die an sich schon beträchtliche Zahl der japanischen Stützpunkte im Pazifik durch die eroberten Gebiete Burma und Malaya, die einstmalig holländische Inseln und schließlich die Philippinen wesentlich vergrößert worden ist.

Die Einbeziehung dieser „eroberten Gebiete“ in die Kette des japanischen Verteidigungsringes hätte vielleicht dann nur einen sekundären Wert, wenn Japan in diesen Gebieten mit einer im feindlichen Bevölkerung zu rechnen hätte. Bekanntlich aber genau das Gegenteil der Fall. Die Völker Südostasiens wissen nicht Japan, sondern ihre ehemaligen Kolonialherren und Ausbeuter. Eine sehr kluge und vorausschauende Politik Japans hat es verstanden, die Bevölkerung der zunächst nur eroberten Gebiete mehr und mehr zu tatsächlichen Bundesgenossen und Mitkämpfern zu machen. Das Beispiel Burmas, dessen Armee nunmehr bereits zwei Jahre lang Schulter an Schulter mit den Japanern gegen die englischen Angreifer kämpft, ist dafür ebenso kennzeichnend, wie die Tatsache der Aufstellung einer indischen Freiheitsarmee unter Subhas Chandra Bose, die bei den letzten Kämpfen in Burma gegen die Truppen Mountbattens erfolgreich in Erscheinung trat und über ihre militärische Bedeutung hinaus den Briten insofern noch schwer zu schaffen macht, als die Unruhe in den indischen Eingeborenenregimenten der Engländer von Tag zu Tag zunimmt und damit die Zahl derer, die zu Subhas Chandra Bose überlaufen, um endlich auf der richtigen Seite für ihre Heimat Indien zu kämpfen. Die gleiche Entschlossenheit zum Kampf gegen England und Amerika finden wir in Thailand und auf den Philippinen. Ja, selbst das im allgemeinen wenig politisch denkende Volk der Malaien hat doch bereits den Unterschied zwischen der Ausbeutungswirtschaft der Anglo-Amerikaner und der aufbauenden Wirtschaft der Japaner erkannt und ist entschlossen gegen eine Rückkehr der alten Verhältnisse.

Denn Japan hat tatsächlich in Asien nicht nur eine kluge Politik betrieben, sondern auch einen sehr erfolgreichen Wirtschaftsaufbau vorgenommen. Näheres darüber erbrachte eine Konferenz der landwirtschaftlichen Berater aller Südgebiete in Djakarta, die in der letzten Zeit stattgefunden hat. Hier wurde der entscheidende Grundgedanke des japanischen Wirtschaftsaufbaues klar, der darin besteht, daß die Japaner zunächst einmal alle Sorge darauf verwenden, die einzelnen Gebiete möglichst autark in ihrer Ernährung zu machen. Das klingt uns vielleicht selbstverständlich; wenn man aber bedenkt, daß die Wirtschaftspolitik der Briten und Amerikaner gerade das umgekehrte Ziel verfolgte, nämlich das, in jenen Gebieten Pflanzenplanlagen von den Kulturen anzulegen, an denen der britisch-amerikanische Weltmarkt interessiert war, ohne Rücksicht darauf, ob die Ernährungslage des betreffenden Landes gefährdet war, ja oftmals geradezu mit dem Ziel, die Sicherung der Ernährung aus eigener Kraft künstlich zu verhindern, damit um so größere Geschäfte für den anglo-amerikanischen Handel mit Lebensmitteln zu machen waren, dann begreift man, weshalb ein Unterschied darin für die betroffenen Gebiete liegt. Welche Folgen hatte allein der Ausfall der burmesischen Reisausfuhr von rund 2,9 Millionen Tonnen für Indien! Ebenso bekannt ist die weitgehende Abhängigkeit der Philippinen von amerikanischen Getreidezufuhren unter der amerikanischen Herrschaft. Demgegenüber stellt die Konferenz in Djakarta fest, daß Malaya durch Erhöhung des Anbaus von Reis in Mittel- und Südmalaya eine bedeutende Verbesserung seiner Reisversorgung (um etwa 60 Prozent) erzielt hat, wenn auch die volle Autarkie noch nicht erreicht wurde, was angesichts einer Einuhr von 600 000 Tonnen Reis jährlich unter englischer Herrschaft auch nicht erreicht werden konnte. Klar ist jedenfalls das Ziel, das Japan auch

für Malaya verfolgt, was auf die Verößerung Malayas nicht ohne Eindruck bleibt. Sumatra und Borneo sollen Ende 1944 die volle Selbstversorgung erreicht haben. Java kann bereits im laufenden Jahre Reis nach anderen Gebieten exportieren.

In Burma, dem Hauptüberschussgebiet, das bei einer Reiserzeugung von etwa 5 Millionen Tonnen jährlich bis zu 3 Millionen Tonnen exportierte, hat man sich auch keineswegs mit dem bestehenden Zustand abgefunden. Die Regierung hat dort vielmehr einen neuen Reiskeplan aufgestellt, der der gesamten Landwirtschaft einen gewaltigen Auftrieb geben wird. Nach dem von den Briten in Indien eingeführten System waren nämlich die burmesischen Reisbauern durch Vorkäufe auf den Erntertrag im hohen Grade an wucherische Geldgeber verschuldet, so daß sie praktisch kaum noch selbständige Bauern, sondern Fronarbeiter für diese Wucherer der indischen Dörfer waren. Hier springt jetzt die Regierung ein. Jedes Dorf erhält bestimmte Anleihen zugewiesen und ebenso auch die für den Reisanbau notwendigen Arbeiter, insbesondere Wasserbüffel. Außerdem gibt die Regierung Darlehen zu erschwinglichen Bedingungen und beschlagnahmt im übrigen alle bis Ende März noch nicht verpachteten Reisfelder, um sie an Bauern zu übergeben, die keinen Bodenbesitz haben. Damit ist die Macht der großen Verpächter gebrochen.

Diese primär auf die Interessen der eigenen Bevölkerung der betreffenden Gebiete abzielende agrarische Wirtschaftspolitik wiegt um so schwerer, als die japanische Wirtschaft ja häufig an ganz anderen Produkten interessiert ist als weiche Waren, Kakao, Gummi und vor allem auch an Baumwolle. So wurde beispielsweise in Malaya der Baumwollanbau, der dort durchaus günstige Bedingungen gefunden hätte, bewußt zurückgestellt, weil zunächst die Selbstversorgung mit Rohwollensmaterial gesichert werden sollte. Hier offenbart sich also der ganze Unterschied einer Ausbeutungswirtschaft alten kolonialen Stils und eines planmäßigen Wirtschaftsaufbaues im Sinne der japanischen Neuordnung Ostasiens. Erstes Ziel Japans ist immer die Sicherung der Selbstversorgung des betreffenden Gebietes, an zweiter Stelle die Steigerung der Gewinnung von kriegswichtigen Rohstoffen, insbesondere von Ölrückständen und Ölsaaten.

Auch wirtschaftlich werden daher die neuen Südostasiatischen Gebiete im Rahmen des japanischen Verteidigungsringes ihren Aufgaben völlig gewachsen sein. Niemand wünscht dort die Rückkehr der Briten und Amerikaner, weil die wenigen Jahre der japanischen Herrschaft bereits genügt haben, um der Bevölkerung der eroberten Länder zu zeigen, wo ihr wahrer Vorteil liegt.

Geographie um den Pazifik

Er allein mißt rund 180 Mill. Quadratkilometer

S. A. Durch die neuesten Ereignisse des Seekrieges im Stillen Ozean, die Kämpfe auf Neu-Guinea, die See- und Luftkämpfe im Bereich der Marshallinseln und der Marianen, ist dieses gewaltige Schlachtfeld wieder fester in den Bereich des allgemeinen Interesses gerückt. Mit welchen gigantischen Ausmaßen wir hier zu rechnen haben, beweist die Angabe, daß der zusammenhängende indo-pazifische Raum nicht weniger als 265 Mill. Quadratkilometer groß ist, davon der eigentliche Pazifik rund 180 Mill. Quadratkilometer. Im Norden fließt er durch die enge Beringsstraße mit dem Nordpolarmeer in Verbindung; im Süden geht er in den Indischen und Indischen Ozean über, so daß man die Längengrade von Tasmanien (140 Grad östlich Greenwich) und von Kap Horn (80 westl. n. G.) als geographische Grenzen angenommen hat.

Der Stillen Ozean oder Pazifik ist das größte Meer der Welt; seine Fläche ist größer als die gesammte Landoberfläche der Erde.

Die mittlere Tiefe des Riesenflachsees zwischen Japan und Anglo-Amerikanern beträgt etwa 4000 Meter, doch gibt es Tiefseegräben, die bis über die 10 000 Meter Grenze hinausreichen. Während die Küste am amerikanischen Kontinent fast insellos liegt, ist die Westküste reich gegliedert; sie ist überdies durch zahlreiche Inselketten in eine Reihe von Beckenräumen unterteilt, u. a. das Beringmeer (2 270 000 Quadratkilometer Fläche), das Beringsee Meer (1 530 000 Quadratkilometer), die Japansee (1 010 000 Quadratkilometer), die Okhotsksee (1 250 000 Quadratkilometer) und das australische Mittelmeer mit 8 115 000 Quadratkilometer, um nur die wichtigsten zu nennen. Wie armelig erscheinen uns daneben das europäisch-afrikanische Mittelmeer mit 2,9 Mill. Quadratkilometer oder die Nordsee mit 580 000 Quadratkilometer, während die Ostsee

legar nur 420 000 Quadratkilometer Fläche aufweist!

Entsprechend dieser Flächen sind naturgemäß die Entfernungen zwischen den einzelnen Kriegsschauplätzen und wichtigsten Hafenplätzen. So mißt man zwischen Hawaii und den Gilbertinseln rund 4000 Kilometer, was der doppelten Entfernung von Cuxhaven nach Algier entspricht. Von der Insel Male, die zu Beginn des Krieges durch die Japaner besetzt wurde, bis Tasulit, dem Hauptstützpunkt auf den Marshallinseln, benötigt man eine Ueberbrückung von 1400 Kilometern, was etwa der Strecke Cuxhaven-Elshagen entspricht (1300 Kilometer); von Tasulit bis zu der diesgenannten Insel Truk und Rabaul sind es 1300 Kilometer, also genau so viel wie zwischen Cuxhaven und Elshagen. Schon diese knappen Angaben setzen eindrucksvoll die Schwierigkeit der Kriegführung zur See und in der Luft dar, wenn man sich auch bei leichterem mit kleineren Zwischenstoppunkten oder Flugzeugträgern zu helfen sucht.

Ein abschließender Blick auf die Bevölkerungszahlen! Der pazifische Raum und die anliegenden Kontinente werden insgesamt von mehr als 1 Milliarde Menschen bewohnt, von denen rund 400 Millionen auf den chinesischen und 400 Millionen auf den indischen Raum entfallen. Ihnen gegenüber stehen insgesamt 130 Millionen U.S.-Amerikaner und 60 Millionen Briten in allen Teilen der Welt. Prozentual am stärksten fallen jedoch die Massen auf dem japanischen Festland zusammen; Tokio mit über 7 Millionen Einwohnern weist mehr Menschen auf als der ganze australische Kontinent. Auch im weiteren Südostasiatischen Raum sind es eine Reihe von Städten, welche über 1 Million Seelen aufweisen oder dicht an die Grenze heranrücken. Welche Möglichkeiten in bezug auf die Bevölkerungspolitik hat dabei der heutige Kampfraum bietet, sei nur durch das eine Beispiel erläutert, daß nach Schätzungen von Fachverständigen der australische Kontinent für mindestens 170 Millionen Menschen aufnahmefähig ist, eine Zahl, die bei rationeller Erschließung der unbenutzten Gebiete sich wahrscheinlich auf über 400 Millionen erweitern ließe.

Gehilfen der heiligen Barbara

Bei einem Wehrtrupp — Der Schießplatz an der Front

Von Kriegsberichterstatter Kurt Hoppe, P.A.

Auch im fünften Kriegsjahr begegnet man zuweilen noch kleinen Einheiten, die geduldsvoll und segenreich wie Heiligmänner am Werke sind, über Nacht irgendwo auftauchen, Apparate und Geräte aufbauen, ein, zwei Tage emsig schaffen und verschwinden, wie sie kamen. Der Landsturm kennt sie kaum und ahnt nichts von ihrer Bedeutung. Gelegentlich aber macht er die Straße entlang und sieht wätereilich weigeltäuschend hohen im Schatten der Häuser und im Gelände verstreut stehen, erblickt vielleicht verankerte Stahlmasten zwischen den Ästen und eisriges Leben zwischen den Zelten, und wissenschaftlich und neugierig zugleich befragt er, Nachschau zu halten. Hier ein B.-Wehrtrupp bei der Arbeit, sagt man ihm.

Was ist B.? Er kommt diweil er kein Artillerist, in seinen kriegsgerichten Kenntnissen und findet zuunterst die Erklärung: B. — Anhangsgeschwindigkeit. Hier also wird sie gemessen. Die Frage nach dem „Warum“ ist schnell beantwortet: Die Roboter der Geschäfte haben sich durch die große Zahl der in Angriff und Abwehr verschossenen Granaten vergrößert. Sie wurden gleichsam zu einem zu weit gemordenen Mantel, der Vertretungsraum wurde größer, und die Granaten fliegen nicht mehr so weit, wie sie es nach Einstellung und Schulung sollten. Die Grundstufe, das Neuzugangs jedes neuen Rohres, nimmt nicht mehr und muß neu ermittelt werden, denn größtmögliche Genauigkeit ist die erste Voraussetzung zu erfolgreichem Schießen.

Zwischen sieben stämmige Weiber mit zottigem Wuschel eine schwere Fechtübung in die Festsitzung vor den Mägen. Kanoniere machen sie feurbereit, einer richtet sie ein. Die Granate muß durch die vierfachen Rahmen an der Spitze der Wägen fliegen, wo sie zuvor monatelang ortsam, einen Knall auslöst. Am Fechtmesser wird eine Kerbe in einen Metallstab geschlagen, und durch Nachmessen und Rechnen ermittelt man die Anhangsgeschwindigkeit und damit die neue Grundstufe. Sie sagt dem Artilleristen — das ist der Sinn allen Tuns —, wieviel er „zulassen“ muß.

Des zehnjährigen Landers Wissensdurst ist gestillt. Indessen steht er, ungeduldig des Schusses brennend, die Kanoniere belächelnd eifriger Betrachter. Ein Heiliger hat als „Magnum“ andere wissen die granen Granaten und schreien aus, was sie als zu leicht oder zu schwer befanden. Den Kanonieren lassen sie die okele Aufmerksamkeit anbedenken: sie mü-

Die beiden Brüder.

Frontbild von Bernhard Schulz.

Beide standen im Lini, der eine als Pionier, der andere als Infanterist. Sie wußten nichts voneinander. Aber oft dachten sie, wie es jetzt wohl dem Bruder geht? Ob er auf Kollter steht? Liegt er im Gefecht? Wenn hätten sie sich ein Wort zugerufen. Aber dieses Land war ja so weit, so groß, so einsam. Wer hörte schon, wenn einer rief?

Sie schauten nach dem Feind. Granaten hatten Kreise in das Feld geschossen. Lote lagen da mit angezogenen Anien, wie zum Sprunge bereit. Ausgebrannte Panzer, deren Geschütze weithin geschossen waren, verankert langsam in dem Morast.

Sie duckten sich. Sie warfen sich hin. Sie krochen über Leichen und suchten Deckung hinter Pferdefadern. Sie schrien Hurra und warfen Handgranaten. Schleppten Maschinengewehre und Munition nach vorne. Brüllten Marm. Schlugen mit dem Kolben auf bepelzte Köpfe. Schützen sich nach dem Duft einer Zigarette.

Aber sie konnten auch Stunden, in denen sie sich wohlfühlten. Sozusagen wohl. Ra ja. Dann waren sie abgelöst worden und lagen in einem Dorf hinter der Linie. Sie durften schlafen und Besize schreiben. Es wurde richtiges Essen gelocht. Das Brot konnten sie in aller Ruhe aufbauen lassen, bis es genießbar war. Dann sangen sie sogar. Heimat, deine Sterne... Eder sie spielten Karten. Jemandem setzte die Harmonika an die Lippen.

So waren diese Tage im Osten, Einsam und doch nicht einsam. Denn die Kameraden waren ja da, die Gefährten, die Soldatenbrüder. Man trug jede Gefahr gemeinsam.

Und zwischenhand denken: was ist dieses andere doch, die Heimat, das Dorf, die kleine Kirche, der Wald mit seinen Blumen und Eichthagen, das hohe Gras im Sommer, der Garten mit Freistellen und Beeten, die Eltern, die Geschwister, der Bruder? Etwas liegt in ihnen auf, was sie niemals bis zu dieser Stunde so brennend geliebt hatten: das war der Vater daheim, der ins Bergwerk fuhr, die Mutter, die kleine Schwester, der Bruder, das Haus, darin sie wohnten, der Geruch nach Leder in dem Stübchen des Großvaters, Obst und Hesperid und alles miteinander. Ach, sie liebten plötzlich auch dies: arm sein und nichts haben als sich selbst. Sie fanden einander in Gedanken, die beiden Brüder. Sie kämpften ja an derselben Front. Und auch ihr Ziel war ja dasselbe:

die Heimat zu erobern, das Dorf, den Wald, die Schwester, das bühnen Zieligkeit in allem, das sie erfahren hatten...

In einer der Nächte, als feindliche Panzer die vorderste deutsche Stellung durchbrochen hatten, geschah dem einen der Brüder, dem Älteren, eine Rechnung, davon sein Herz bis zu seinem letzten Schlage selig sein wird.

Dieser Bruder lag im Graben. Aber er wußte nicht, daß er lag. Er hatte sich bis zum letzten gewehrt, bis der Panzer über ihn war und die Grabenwände mit ihren Holzerfahrungen zusammenquetschte. Erde und Holz pressten ihn ein, er hatte nur den Kopf frei und einen Teil der Schulter. Er hörte das Rosten des Rotors über sich, die Klappen des Panzers manövierten Erde, Fleisch und Wasser. Es war ein Augenblick völliger Vergeßung. Der Verdümmerte fühlte sich wehlos. So ohne Macht wie er war niemand, der noch lebte. Er besaß nicht eine Patrone mehr. Sein Gewehr war auf der Grabenbrüstung liegen geblieben. So lag er da, bewußtlos, bis die Sinne in ihm erwachten, der Schmerz, und er aüßte, die Hüter und Erdklumpen wegzuschieben und sich frei zu machen. Es war gen Sonnenaufgang, im Osten gläserne ein gelblich grüner Schein. Leichen lagen über ihm. Die Luft schmeckte wie Eis. Wieviele Stunden mochten seit dem Angriff vergangen sein? Ringsum lagerte undregressive Stille. Nur in der Ferne tauchten Wä, eine Leuchtflut über das Feld, und der Wind wisperte in den Gräsern. Das Gefühl des Alleinseins überkam den Verdümmerten so bestig, daß er weinen mußte. Es waren Tränen der Schwäche. Länger als vierundzwanzig Stunden hatte er keinen Bissen zu essen bekommen, seine Kraft war erschöpft. Er tastete sich über den mit Wasser und Munition besäten Graben vorwärts. Wohin er gehen wollte, wußte er nicht. Am liebsten hätte er geschrien „Hilfe!“ oder „Brüder!“

Da hörte er von weiter ein Klappern. Dieses Geräusch konnte er: Wä-Klappen. Die Wä in den Klappen machten diese Musik. Er dachte nicht einen Derschlag lang daran, daß es der Feind sein könnte. Er spannte mit allen Sinnen auf dieses Klappern. Das konnten nur seine Kameraden sein, seine selbgekauen Brüder. Jetzt traten sie an zum Gegenstoß...

Er richtete sich auf. Deutlich vernahm er dieses Klappern, diese Musik der Wä in den Wä-Klappen, und jetzt waren da auch Schritte, vorsichtige, tastende Schritte zwischen Holz und Wasser und toten Soldaten. Ein Atem hauchte...

Ganz still lehnte er da an der Grabenwand, das Gesicht gen Westen gekehrt, dorthin, wo Deutsche standen. Er stand und horchte. Er besaß nicht mehr die Kraft zu rufen. Es war alles aus ihm geflossen. Ein paar mal rief er

mit der Hand an seinen Stahlgewehr, tastete die Erde hinter ihm ab, schaute. Ohne Koppel wartete er hier. Sein Mantel war zerfetzt, die Knöpfe abgeplungen. In den Händen krumpte dieser Dred. Die Knie zitterten vor Kälte.

Der Atem erkaltete sich. Kein Schnaufen mehr. Nicht Klappern. Der Wind irrte in den Gräsern.

Jetzt war er von neuem allein. Sein Kopf wurde ihm mit einem Male zu schwer. Müdigkeit übermannte ihn. Er sank in die Knie. Soete da. Aus dem Magen stieg es ihm bitter würgend in den Mund...

Da berührte eine Hand seine Schulter. Der Atem war wieder da. Dieser eine einzige Atem auf dem Felde des Todes. Zwei Wä-Klappen wurden abgesetzt. Ein Soldat in Feldgrau kniete zu ihm nieder und hob seinen Kopf zu sich empor. Sie fragten nichts. Sie schauten einander an. Dies war unbeschreiblich. Dies verstand kein Mensch...

Der Bruder! — „Du lagest hier, du... Bruder?“

Sie sagten es zum ersten Male in ihrem Leben zueinander, dieses Wort Bruder. Jetzt waren sie es, wie sie es nie wieder sein konnten. So sehr am Leben und so sehr am Tode würden sie nie wieder Bruder zueinander sagen. Sie fragten auch nicht, wie es geschehen konnte. Es war geschehen. Sie fanden sich hier wieder, im Graben, in Russland, in dieser gläsernen frühen Stunde vor dem Angriff. Sie meinten nicht, aber sie griffen einander nach den Händen und liebten sich. Der Jüngere gab dem Bruder, was er in seinen Taschen nur finden konnte, ein Stückchen Schokolade, einen Brotsantem mit Schmalz bestrichen, warmen Tee, eine Zigarettenstippe, den letzten Bissen von daheim, aus dem kleinen Dorf. Hier ist! Hier trin! Einen Mund voll Rauch... Sie lächelten selig. War nicht so schlimm, lächelten sie, und wird schon wieder werden!

Fünfunddreißig Panzer hatten sie hinten abgeschossen, er zählte der Jüngere. „Jetzt gehen wir vor und bringen die Sache hier in Ordnung.“

„Ja“, antwortete der Ältere, „mach's mit!“

Sie mußten sich trennen. Die Kameraden des Jüngeren wollten weiter. Sie hatten eine Weile verharret, um den beiden das Wiedersehen zu gönnen. Aber jetzt war auch dies vorbei. Rechts und links gingen die Kompanien zum Angriff vor. Es duft schlichen sie über das Feld. Klappen klapperten leis. Befehle wurden weitergegeben von Mund zu Mund.

„Vorsichtig, Mienen!“ das hörte der Ältere den Bruder noch mitflüstern, dann war die losbarke aller Minuten in seinem Leben abgelaufen. Er lauschte den vielen Schritten nach... Dann hurtte plötzlich die Luft: deutsche Artillerie schoß sich auf den Gegner ein.



den besten Fertigung zugehören, weil selbst geringfügige Abweichungen keine vergleichbaren Werte mehr liefern.

Die Kanoniere laden stehen ab. Ein Flammenkranz liegt um die Mündung, Feigen und schwarze Pfoten wirbeln in der Luft. Sekunden später kommt dumpf der Schall des Einschlags. Ein Schuß folgt dem andern.

„Ladung!“ Neue Kommandos — die gleichen präzisieren Befehle — Haubitz, Mörser, Infanteriegeschütze: es ist ein hunderter Wechsel von Waffen und Mannschaften. Nur die Kanoniere bleiben die gleichen, ob sie in der kalten Kälte des Winterlages mit Pulver und Granaten hantieren oder in der Sommerzeit über Kesseln, Schieber und Maschine gebrüht haben, umsummt von Jähren und Formeln, angelehnt daran, was sich belächeln an Algebra und Mathematik der Schulzeit erinnert.

Heute schicken sie ins eigene Hinterland. Meist aber gehen sie vor, bauen ihre Maschinen und Geräte auf und schicken zum Feld hinüber wie damals an der Westfront unter gleichzeitiger Bedienung von Feuerstrahlen. Das ging solange, bis die Schiffe unruhig wurden und antworteten.

So ist die Arbeit des Meistrupps war wenig kämpferisch, doch nicht minder notwendig, dabei eine derjenigen, die wenige kennen und — anerkennen. Beladen mit der Masse des feinen Pulvers, immer auf der Suche nach Unterlaken und in der Sorge um des Lebens Notdurft und Nahrung tun sie still und unerbittert ihre Pflicht.

Der Kommandier, der grabenwärts kauft, hat einen Blick getan in die feindlichen Notwendigkeiten, die ihm gewöhnlich ein Buch in den Händen sind. Wenn er von seinem Kampfstand aus die Entschlüsse der eigenen Artillerie beobachtet, die sich dem Ziel bald nähern, bald sich von ihm entfernen, dann wird er sagen: „Die Geschütze mühten einmal zum B. Meistrupp.“ Und wenn auch die heilige Barbara noch andere Linsen hat, — vielleicht hat er doch nicht ganz unrecht!

Sie reichte sich wieder ein

Ein deutsches Frauenleben zwischen Äquator und Polarkreis. Bericht einer deutschen Frau und M. Schwestern.

Als wir das Soldatenheim an der Lappland-Front betraten, haben wir sie zum erstenmal. Ein beglückender Hauch deutscher Mütterlichkeit ging von ihr aus, als sie mit schlichter, bewundernder Geste des selbstverständlichen Dienens ihre Soldaten betraute. Das mußte eine starke Frau und eine selbstlose Mütterliche Einstellung sein, die in diesem hohen Alter in einem Einzelgänger, das schon für junge Menschen der Kräfte viele beanspruchte, mit einem überzeugenden Willen ihre Arbeit erfüllte. Sie sah sich selbst gelohnt und erdeten hatte.

Sie ging von Tisch zu Tisch, fragte die Soldaten nach ihrem Begehren und trug die Teller mit Suppe, das Brot und den Kaffee heran und reichte es den Jägern einer Geduldsgeschichte, als ob sie nie eine andere Aufgabe gekannt hätte.

Niemand sah ihr die sechs Jahrzehnte ihres Lebens an, niemand vermutete, daß Schwester Emma schon einmal für viele Jahre auf einem Posten geblieben hatte, der wie heute ihre volle Kraft und einen ganzen Menschen beanspruchte.

Wir sahen an einem kleinen Tisch etwas abseits. Um uns rasch herum der vielen Stimmen, die sich erhörten, was Soldaten zu betenden haben, wenn sie sich im Soldatenheim treffen. Es berührte Schwester Emma einmals aus ihrem Leben.

1807 war es, als sie mit ihrem Mann, einem Offizier der deutschen Armee, ihre Heimat Nord-Schleswig verließ und nach Deutsch-Ostafrika ging, um dort wie viele andere Pionierarbeit zu leisten, die jener Kolonie zu ihrem bewundernswürdigen Aufbau verhalf.

Wenig später erkrankte Schwester Emma von ihrem Wirken als Pfanzersfrau, von der damaligen harten und schweren, der eselen und doch schönen Aufgabe. Und meinte dann, daß sie sich schon damals in gewissem Sinne als Schwester betätigt habe, da die sanitäre Fürsorge für die Familie und die mitbewohnenden Soldaten auf den Schultern der Frau lag.

Als die Planung den ersten Ertrag lieferte, der Kaufkraft wertig wurde, begann der Erste Weltkrieg. In ihren Jahren waren oblag ihr allein die Sorge um die Versorgung und ihre drei Kinder, die sie in Deutsch-Ostafrika geboren hatte. Die Götter kämpfte unter Lettow-Vorbeck. Die jüngere Frau hatte aus, bis jetzt fast fünf, da der Erste sie im Jahre 1920 mit den letzten Deutschen hinauswarf, wie sie bitter bemerkte.

Die Arbeiter ihrer Planung waren an der Bahn, um sie ihr zu verabschieden. „Große Frau, mit ihr geht man“

York telephonierte...

Kleine heitere Episoden aus Otto Wernikes Theaterleben. Von Jens Harnack.

Otto Wernike war erst sechzehn Jahre alt, als er die Buchhändlerlehre in Leipzig verließ und zum Theater ging. Seine ersten praktischen Erfahrungen sammelte er bei einem Unternehmern, das in kleinen Verfassungen der Umgebung Vorstellungen gab; dann trat er ein Engagement am Erfurter Volkstheater an, kam von dort nach Siegburg und anschließend ans Eisenacher Stadttheater, das im Sommer auch das Friedrichsbad Theater bespielte.

„Wenn ich an die Eisenacher Zeit zurückdenke“, so erzählt er, „dann fällt mir ein Vorfall ein, das mich damals in eine ziemlich verzweifelte Stimmung brachte, über das man aber heute, im Abstand der Jahre, nur lächelt. Am Tage der Einweihung des Leipziger Volkstheaterdenkmals gaben wir als Freitagsvorstellung das Schauspiel „1812“, das die Tat Wernikes in Tauragan behandelte. Die Rolle des Feldmarschalls war mir übertragen worden — eine riesige Aufgabe für einen jungen Künstler! Durch das angepaunte Lernen, die vielen Proben und den wenigen Schlaf war ich überanstrengt und nicht so konzentriert, wie es notwendig gewesen wäre. Es kommt die dramatische Szene, wo Wernike den eigenmächtigen Schritt des Abschließes der Konvention seinen Offizieren erläutert, und als ich zu sagen habe: „Ich werde meinem König schreiben!“ vertieren sich mir Sekundenlang die Begriffe, und es kommt der folgende Satz laut und unvernehmbar aus meinem Munde: „Ich werde meinem König telephonieren.“ Kaum war das Wort telephonieren gesprochen, da durchführte mich ein mächtiger Schreck; ich sah die grinsenden Gesichter der Kollegen, und in die atemlose Stille pläzte eine Welle der Heiterkeit. Denn daß Wernike im Jahre 1812 noch kein Telephon zur Übermittlung seiner Botschaft an Friedrich Wilhelm III. zur Verfügung hatte, wurde auch dem Einfalligsten klar. Zwar gelang es, die Stimmung zu retten und die Aufführung zu einem wirksamen Abschluß zu bringen, aber noch lange Zeit danach mußte ich es mir gefallen lassen, daß man mich lächelnd fragte: „Na, Otto, willst du nicht wieder deinem König telephonieren?“

Der erste Weltkrieg unterbrach Wernikes künstlerische Tätigkeit; er wurde Soldat, erwarb sich das Eisernes Kreuz, wurde vom Kaiser zum Unteroffizier befördert, und 1918 zog er dann wieder den Riemen an.

Mutter fort“, das waren die Worte des alten Küfers die er im Namen aller an sie richtete.

Es kam der zweite große Krieg. Fünf Kinder, denen diese Mutter das Leben gegeben, waren erwachsen. Ihr Gatte war inzwischen gestorben. Da hielt es sie, als die Pflicht klar und eindeutig vor jeden deutschen Menschen trat, nicht mehr länger in der Geborgenheit ihres Heimes. Sie wählte sich zum deutschen Roten Kreuz. „Ich bin dem Schicksal Dank schuldig“, sagte sie einfach. „Meine Kinder leben. Mein Mann fehlt. Ich habe die Verpflichtung gefühlt, mich in die Arbeit einzureihen. Es kostete Kampf, ich schien zu alt zu sein. Als man mich aber kennenlernte, also es out.“

So kam Schwester Emma zum Polarkreis, dorthin, wo die Arbeit sehr schwer ist.

Als wir sie nach ihren Erlebnissen mit den vielen Soldaten fragten, nickte sie zustimmend. „Die Arbeit mit den Landrindern macht mir Freude. Ich habe das Gefühl, daß sie gerne einmal mit einer mütterlichen und lebenserfahrenen Frau reden und sich mit einer Mutter aussprechen und“, so bemerkte sie mit einem kleinen Lächeln, „mancher Soldat hat schon bei mir gelassen und mir sein Herz ausgeschüttet.“

Wir glaubten es dieser Frau gerne, daß sie mit einer herzlichen Eingabe ihr Tagewort verfiel. Wer in dieses noch so frische, energiegelade Gesicht schaut, den nehmen die Augen gefangen, aus denen eine Lebenserfahrung spricht, wie sie nicht vielen Menschen gegeben ist. Die aber gleichzeitig von einer Wärme erfüllt sind, die ahnen läßt, daß diese Frau ihre Aufgabe mit einer letzten Selbstlosigkeit erfüllt.

Dann steht sie auf. Mit ruhigen Schritten geht sie durch die Reihen der vielen Soldaten. Etwas nach vorne geneigt ist ihre Haltung. Doch Kraft und elastisch ihr Gang.

Mancher Soldat folgt ihr mit seinen Augen. Erinnert sie ihn an seine Mutter?

Schwester Emma geht ihren Weg tagaus, tagein in der Arktis, die sie sich erhebt und die sie sich gewünscht. Eine namenlose Schwester auf einsamen Posten am Polarkreis.

Und doch ein Symbol des Lebenswillens, den nicht nur die jungen und alten Soldaten anstrahlen, um die sie sich sorgt, sondern gleichzeitig auch eine Mahnung an alle: Für diese Frauen und Mütter gilt unser Kampf.

Kriegsbericht Dr. Wilhelm Wader, P.A.

Wie atmet der Flieger in großen Höhen?

„Wie atmet eigentlich der Flieger in großen Höhen?“ hat sich sicher schon so mancher Zeitgenosse gefragt. Er weiß zwar, daß eine künstliche Luftzufuhr dort unumgänglich ist, jedoch nicht, wie ungeheuer schwierig dies ist und auf welchem Wege sie erfolgt. Der Ingenieur hat nicht nur den wechselnden Atemluftbedarf des Höhenfliegers zu berücksichtigen, sondern auch sein Gerät beschleunigungs-, kälte-, lage- und rüttelunempfindlich zu bauen, ist doch mit einer „normalen“ Betriebstemperatur von minus 40 Grad zu rechnen. Ferner muß eine Verbindung zwischen Gerät und Atemorganen des Piloten hergestellt werden, die weder die Beweglichkeit noch die Sicht hindert. Die Atemmaske darf weder einsrieren noch einen lästigen Druck ausüben, wenn sie diese Stunden lang getragen wird. Das Gewicht der Anlage und des mitzuführenden Sauerstoffvorrats muß möglichst gering gehalten werden, die ganze Konstruktion aber unter allen Umständen betriebssicher sein.

Die Entwicklung von Höhenatmungsgeräten begann mit einfachen, röhrenförmigen Inhalationsvorrichtungen, wie Dr. Ing. F. Hellmann in der „Anschauung in Wissenschaft und Technik“ darlegt. Sie bestanden aus einer Druckgasflasche für hochkomprimierten Sauerstoff, an deren Abströmventil ein Druckminderer angebracht war. In der Abströmöffnung des Druckminderers wurde eine Dosiervorrichtung eingerichtet, die je nach Einstellung eine gewisse Sauerstoffmenge durch einen Gummischlauch zum Mundstück oder zu einer Mund- und Nase bedeckenden Atemmaske führte. Mit zunehmender Höhe mußte der Flieger die Einstellung des Druckminderers ändern, um genügend Sauerstoff zu erhalten. In Höhen bis zu etwa achttausend Metern wurde durch eine am Atemschlauch oder an der Maske befindliche, durch ein Schieberventil verschließbare Öffnung Außenluft beim Einatmen mit angeliefert, in größeren Höhen aber reiner Sauerstoff geatmet.

Die Einstellung der Dosiervorrichtung erforderte ein händiges Handeln am Druckminderer. Es bedeutete daher einen großen Fortschritt, als es gelang, die Dosiervorrichtung durch eine Barometervorrichtung zu ersetzen. Nun lieferte das Gerät automatisch mit zu-

nehmender Höhe mehr Sauerstoff. Doch entsprach auch dieser verbesserte Höhenatmer noch nicht den physiologischen Forderungen der Gegenwart. Er lieferte zwar in jeder Höhe eine bestimmte Sauerstoffmenge, nahm aber keine Rücksicht auf den wirklichen Atembedarf seines Benutzers, der in weiten Grenzen schwankt. Er ist nicht nur individuell verschieden, sondern darüber hinaus auch von der zu leistenden Körperarbeit abhängig. Im Sitzen braucht der Mensch 7 bis 10 Liter Atemluft in der Minute; beim Marschieren erhöht sich der Bedarf auf 25 bis 30, beim Laufen aber auf 40 bis 60 Liter in der Minute. Auch die Bedienung von Geräten oder Waffen kann schon eine erhebliche Körperanstrengung darstellen und den Atemluftbedarf entsprechend erhöhen.

Das Ziel der Weiterentwicklung mußte daher ein „denkender“ Höhenatmer sein, ein Gerät, das sich den Bedürfnissen des Fliegers anzupassen vermag und immer gerade so viel Atemluft spendet, wie zum Füllen der Lunge erforderlich ist. Während der Ausatmung sollte kein Sauerstoff nachströmen und ungenutzt entweichen. Diese Wünsche sind heute erfüllt; deutsche Ingenieure schufen den lungenautomatischen Höhenatmer, der ein wahres Meisterwerk an Genauigkeit und Zuverlässigkeit darstellt. Es hat allerdings vieler Versuche in Flugzeugen, Kälteläusen und Unterdruckkammern bedurft, bis dieses neuartige Gerät reif für die Serienproduktion war. Der abströmende Druckluftstrom wurde hierbei als Antriebsmittel für einen Injektor benutzt, der selbsttätig die jeweils erforderliche Außenluftmenge anfaugt. Zur Versorgung der Geräte dienen Druckgasflaschen. Welche Einrichtungen sind fest in das Flugzeug eingebaut, so daß der Flieger kein zusätzliches Gewicht am Körper zu tragen braucht. Rohrleitungen verbinden die Atemungsgeräte mit den Druckgasflaschen und diese wieder mit einem zentralen Fülldanschluß, so daß die ganze Anlage von außen mit Sauerstoff „beimantelt“ werden kann. So haben deutscher Erfindergeist und Ingenieurkunst unseren Fliegern ein Mittel zur Verfügung gestellt, auch in größten Höhen zu atmen und dabei die volle geistige und körperliche Leistungsfähigkeit zu behalten.

Das Eisenlaub drei Monate nach dem Ritterkreuz

DNB Führerhauptquartier, 17. März. Der Führer verlieh am 12. März das Eisenlaub zum Ritterkreuz dem Eisernen Kreuzes am Hauptmann Josef Kettner, Kommandeur der württembergischen Panzerabteilung 8, als 425. Soldaten der deutschen Wehrmacht.

Hauptmann Kettner war an zahlreichen Abwehrkämpfen im Abschnitt der Heeresgruppe Mitte hervorragend beteiligt. In der dritten Abwehrschlacht an der Smolensker Kollbahn hat er mit seiner Abteilung in zwei Tagen 24 sowjetische Panzer abgeschossen und im Infanteriekampf Grenadiere zum erfolgreichen Gegenangriff vorgerufen. Dafür wurde er Anfang Dezember 1943 mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet.

Seitdem hat er sich in der Schlacht bei Witebsk und bei den schweren Abwehrkämpfen nördlich Rogatschem wiederholt hervorgetan. Insbesondere hatte er erheblichen Anteil am Zerbrechen der feindlichen Offensivnördlich Rogatschem. Am 1. März wurde Hauptmann Kettner mit seiner Abteilung im Wehrmachtsbericht genannt. Nunmehr bildet die Besetzung des Eisenlaubs zum Ritterkreuz eine weitere Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen. Hauptmann Kettner wurde 1914 als Sohn des Kaufmanns Josef K. in Niederbühl bei Bonn geboren. Nach Besuch des Gymnasiums in Bad Godesberg trat er 1934 als Fahnenjunker in eine Panzereinheit in Münster ein und wurde 1938 zum Leutnant befördert.

Einschießungsring um britisch-indische Brigaden

DNB Tokio, 16. März. Die Eintreibung der 45. und der 63. Brigade der britisch-indischen Truppen im Gebiet von Laungwan wird von den japanischen Einheiten täglich weiter vorwärts getrieben. Die britisch-indischen Streitkräfte, die etwa 10 000 Mann stark sind, sind seit dem 11. März heftigen Angriffen zu Grunde aus der Luft ausgeheht. Die Japaner haben, wie Kriegsbericht von der indo-burmesischen Front berichtet, durch Bombenwurf in den feindlichen Linien in Laungwan große Brände hervorgerufen.

Marcel Deat Arbeitsminister. Der frühere Minister und Direktor der Pariser Zeitung „Deuxième“, Marcel Deat, ist zum Arbeitsminister und Staatssekretär für nationale Solidarität ernannt worden.

„Der erste Direktor, dem ich bei einem Berliner Agenten vorsprach“, so fährt Otto Wernike fort, „war bereit, mich zu verpflichten. Können Sie auch Regie führen?“ fragte er. Ich verneinte. „Ich will die „Maria Stuart“ herausbringen — trauen Sie sich denn nicht zu, sie zu inszenieren?“ meinte er. Ich hätte einfach Ja sagen sollen und wäre engagiert worden; aber ich traute mich nicht, und so kam das Engagement nicht zustande. Einem anderen Direktor gefiel ich ebenfalls, aber er erklärte, daß ich zu klein wäre, weil er lauter große Schauspieler engagiert hätte, und ich aus dem Rahmen fallen würde. Da nahm ich mir ein Herz und ging ins Deutsche Theater, wo gerade eine Vakanz war, sprach vor und sollte auch engagiert werden; da ich aber nur für kleine Rollen vorgesehen war, lehnte ich ab. Tags darauf hörte ich von dem Direktor des Bonner Stadttheaters, Albert Fischer. Er rief mich an, als ich gerade hatte, fragte mich aber in seinem rheinischen Dialekt: „Hast du noch was Komisches?“ Ich schlug Wilhelm Buschs „Haarventel“ vor, worauf er meinte: „Na, mach das man!“ — Ich sprach die lustigen Verse; Fischer lächelte vergnügt, umarmte mich und sagte: „So tut — dich engagiert, Jung!“

Mit dem „Haarventel“ sollte die Bonner Saison eröffnet werden; aber da der Charakterdarsteller, der den Wephisto zu spielen hatte, nicht eingetroffen war, gab es eine unangenehme Situation. Ich war ursprünglich für die Rolle des Siebel angelehrt; nachdem mich der Regisseur während der Proben aber beobachtet hatte, fragte er mich, ob ich es mir trauerte, den Wephisto zu übernehmen. „Ich glaube nicht, daß ich das kann“, erwiderte ich. „Na, versuchen Sie es einmal!“ meinte er; ich folgte seinem Rat und erhielt auch endlich die schwierige Rolle. So war ich plötzlich ins Charakterfach gekommen und bin bis zum heutigen Tage in ihm tätig geblieben.

Die Bonner Zeit gehört zu meinen schönsten Erinnerungen. Nicht allein, daß dort künstlerisch ausgezeichnet gearbeitet wurde, es herrschte auch unter der Kollegenschaft eine wunderbare Kameradschaft, die sich bis aufs Leibende erstreckte. Mitunter ritt uns der Lebermutsdämon, und wir vollführten allerlei Streiche. Als einmal am Theatergebäude Bauarbeiten ausgeführt wurden, kamen wir auf die Idee, den Direktor einzumauern, indem wir einen Riegelstein nach dem anderen vor seine Tür schleppten und sie davor verammelten, daß er kein Zimmer nicht mehr verlassen konnte und aus dem Fenster Pfefferkorn zu seiner Befreiung erhalten lassen mußte. — Dann jagten wir den Honig, mitleidigen Personen auf harmlose, aber wirksame Weise eine Lektion zu erteilen. Wir transportierten eine Wasserwanne, wie sie zu Regenjungen benutzt wurde, auf das Dach des Hauses. Stürzten uns über den Dachneigang, und wenn eines der anwesenden Opfer nahe, ließen wir die Wanne herniederprasseln. — Und einmal banden wir einen Kollegen, der — als Gefährlicher verkleidet — im Hintergrund der Bühne stand, mit den Rockschößen an der Dekoration fest, so daß er sich nicht rühren konnte, obwohl er noch vorzutreten und ein Gebet sprechen mußte...

Von Bonn ging ich ans Münchener Stadttheater, dann folgten das Deutsche Theater und das Staatliche Schauspielhaus in Berlin. Meinen ersten Film habe ich in der Münchener „Nea geliebte“ Jahre 1921 und seitdem sind es viele dankbare Rollen gewesen.

Hebbel bedankt sich.

Anekdoten von Anton Steiger.

Jeder junge Dichter weiß, daß eine günstige Kritik seinem Aufstieg förderlich ist. Auch Friedrich Hebbel wußte es, als er sein erstes Werk geschrieben hatte. Er fandte es einem bekannten Kritiker seiner Zeit — dessen Name hier besser genannt bleibt — mit der Bitte, das Manuskript zu lesen und zu beurteilen.

Der aber geruhte, ein schlechtes Urteil zu fassen. Zudem wollte er seine Originalität beweisen und dem jungen Dichter zeigen, daß er sich als angelegener Kritiker etwas erlauben durfte.

Er setzte sich also hin, nahm Bleistift und Papier und zeichnete auf das Blatt nicht als einen Schloßkopf. Das sollte sein Urteil sein. Und weil eben unter jedes Urteil eine Unterschrift gehört, setzte er auch die darunter. Und er fandte das Ganze mit dem Manuskript an Hebbel.

Der bekam wohl zuerst einen roten Kopf, dann aber nahm er Tinte und Feder und schrieb an den Kritiker: „Sehr geehrter Herr! Für Ihr überaus freundliches Urteil danke ich verbindlich. Ihrem wohlgeleiteten Vortrag mit eigenhändiger Widmung, das sie mir als Zeichen Ihres Wohlwollens zugehen ließen, habe ich einen Ehrenplatz eingeräumt. Hebbel.“

Er traf die Reaktion . . . / Von Gerda Wachsmuth

Der 125. Jahrestag der Ermordung des Dichters August v. Roßkötter

Als am 23. März 1819 der Student Karl Ludwig Sand den Dichter August v. Roßkötter in seiner Mannheimer Wohnung ermordete, erhob sich in den deutschen Ländern ein Sturm der widerstreitenden Meinungen über eine Tat, die den einen als ein unerhörtes Verbrechen der burschenschaftlichen Leidenschaft, den anderen aber als ein Verbrechen der endlichen Wiedergeburt auf die deutsche Freiheit erschien.

Der 23. März 1819 der Student Karl Ludwig Sand den Dichter August v. Roßkötter in seiner Mannheimer Wohnung ermordete, erhob sich in den deutschen Ländern ein Sturm der widerstreitenden Meinungen über eine Tat, die den einen als ein unerhörtes Verbrechen der burschenschaftlichen Leidenschaft, den anderen aber als ein Verbrechen der endlichen Wiedergeburt auf die deutsche Freiheit erschien.

Aber die minderwertigen Leistungen August v. Roßkötters hätten dem jungen Karl Ludwig Sand nicht die Werdwaffe in die Hand gegeben. Der Inhalt, die Gestaltung und Szenenführung von „Menschenhaß und Reue“, von „Armut und Edelkinn“ und von „Graf Benjowsky“ wären dem Studenten Sand ebenso gleichgültig gewesen wie die dramatisierten Schicksale der „Adelheit von Wulfingen“ oder des „alten Leibkutschers Peter des Großen“.

die berechnete Ursache dieser Abneigung. Ihm war sie nicht anders als die geistige und in ihrer Art bedeutungslose Reaktion aller, welche sich höhere, feinere, sittlichere Gefühle zutrauen und sich für das halten, was sie eine gemeine Natur nennen.

Zweifellos war Roßkötter mit diesem Ausspruch in seinem Aufsatz „Wie kommt es, daß ich so viele Feinde habe?“ einer Selbsterkenntnis nahegekommen und hatte damit das Gegenteil dessen erreicht, was er beabsichtigte. Denn — ein jeder wußte es — allzu oft hatte Roßkötter, dessen Hang zur Satire und zum Pasquill durch den Mangel eines hochentwickelten Geschmacks in Laftlosigkeit ausartete, Beispiele einer „gemeinen Natur“ gegeben.

Als Karl Sand, der sich durch seine Bestrebungen auf der Universität Erlangen zum Reformator der Burschenschaft gemacht, den Plan faßte, Roßkötter zu befechtigen, da wuchs ihm dieser Entschluß nicht aus einem ziellosen Gefühl. Er haßte Roßkötter nicht, weil er kein geeigneteres Objekt zum Hassen fand, sondern weil er in dem geistungslosen Literaten, der, als Korrespondent der russischen Regierung, dieser in der übervollendeten Weise über die Burschenschaften berichtete, die Verfeinerung jenes Ungeistes sah, der durch die deutschen Lande ging und das eigentliche Deutschland betriet.

Unter den ruchlosesten Verächtern ist Roßkötter der Feinste und Voshafteste, das wahre Sprachwertzeug für alles Schlechte in unserer Zeit, und seine Stimme ist recht geeignet, uns Deutschen allen Trost und Bitterkeit gegen die ungerechtesten Annahmungen (der Regierung) zu benehmen und uns einzuwiegen in den alten faulen Schlummer. In ähnlicher Stimmung hatte Schiller einst die „Münder“ mit dem Motto „in tyrannos“ geschrieben; dem Studenten Sand aber hatte kein Gott gegeben, „zu sagen, wie er leide. Er empfand nur die bittere Notwendigkeit, gegen die Reaktion jener Zeit zu demonstrieren. . . Ich haße nichts mehr als die Feigheit und Faulheit der Gesinnung dieser Tage. Ein Feigen muß ich Euch geben, muß mich erklären gegen diese Schleichheit.“

Seine Erklärung bestand aus den Dolchstößen, die er gegen Roßkötter führte. Einen anderen Ausweg konnte Sand ebenso wenig finden, wie ihn Tell gefunden, als er den Landvogt Gessler tötete. Was hätte es, beispielsweise, genützt, wenn Sand literarische Auftritte in die Welt gelandt? Die Auslassungen eines Studenten wären von nichtburschenschaftlichen Kreisen und unbeachtet geblieben; er wäre es sich doch, daß die Burschenschaft — außer als in ihren Kreisen — den Geist nicht durchsetzen konnte, den sie verkündete. Allein die Tat, eine außerordentliche, eine unerhörte Tat, sollte den Männern der Reaktion beweisen, daß es ihnen nicht gelungen war, die Gewissen Deutschlands einzuschläfern.

„Steinerner Aberglaube“

Jeder Mensch hat seinen Edelstein als Talisman

U. U. Von jeher haben die Edelsteine die Herzen der Menschen, besonders der Frauen, deren Freude an allem Schönen und Strahlenden immer groß war, entzückt, und die Begierde bewirkt, sie zu besitzen, um mit ihrem Glanz den eigenen zu erhöhen. Sie wachsen wie alle Steine im Schoße der Erde und prägen sich vor den anderen durch ihren Schimmer, ihre leuchtende Farbe, und ihre erhöhte Lichtbrechung aus. Wie man im Altertum das Seltene und Kostbare mit den Göttern in Verbindung brachte und ihnen weihte, so wurden aus den Edelsteinen Götterbilder oder Schmuckstücke für die Götter und deren Wohnungen. Die 7 Inseln und im christlichen Zeitalter die Kirchen gefertigt, um ihnen die gebührende Verehrung darzubringen. Die Auffassung, daß die Gestirne, die gleich Edelsteinen auf dunklem Grunde am Himmel erstahlen, in Verbindung mit den Edelsteinen stehen, die wir aus den Tiefen der Erde gewinnen, haben wir von den Griechen und Römern übernommen. Man dachte die zwölf Tierkreiszeichen des Sternhimmels mit den Edelsteinen in zarterhafte Verbindung und sprach jedem Monatssteine oder mehrere Steine zu, die bestimmte Eigenschaften verkörpern sollten. Diese Steine, Monatssteine genannt, trug man als Amulett, als Schutz gegen Krankheiten und als Talisman vor bösen inneren und äußeren Einflüssen. Heute ist dieser Glaube an die Wunderkraft der Edelsteine zum Aberglauben erklärt, dem man keine Bedeutung beizumessen, und diejenigen, die einen Monatsstein tragen, tun es meist aus scherzhafter Spielerei. Dennoch wollen wir uns ein wenig mit ihnen und der ihnen früher zugeschriebenen Bedeutung beschäftigen. Denn die Freude, die wir an ihnen haben, ist die gleiche, wie man früher empfand, auch wenn die abergläubische Scheu vor ihnen gewichen ist.

Den im Januar Geborenen wird der Hyazinth, ein gelb bis braunroter Stein, als Glücksbringer zugeschrieben, der eine mystische Verbindung mit dem Sternbild Venus haben soll. Die im Februar Geborenen sollen einen Amethyst tragen, einen besonders schönen violetten Edelstein, der in helleren und dunkleren Tönen — je nach der Fundstätte — vorkommt. Nach altem Glauben ist er der Stein des Vertrauens, der Rinde, der Frömmigkeit und der Vernunft, außerdem ein Verbündeter des Mars und also ein Glücksbringer für den Krieger. Für den Monat März sind gleich drei Monatssteine vorgezeichnet, und zwar der

Jaspis, der Heliotrop und der Turmalin. Der Heliotrop ist dunkelgrün mit roten Flecken, der Jaspis kommt in verschiedenen Farben, gelb, braun, rot, grün und blau vor, je nach dem Fundort in den verschiedenen Teilen der Welt. Im Aberglauben verleiht er unter bestimmten Voraussetzungen Segen und soll auch Krankheiten heilen. Der dritte Märzstein, der Turmalin, ist uns meist als leuchtend grüner Edelstein bekannt, es gibt aber auch rote und blaue Turmaline, ja sogar solche, die zweifarbig, rot und grün, sind. Dem April werden zwei der kostbarsten Edelsteine zugeschrieben, der Diamant, der König der Edelsteine, der sich durch sein sprühendes Feuer, seine Klarheit und unvergleichliche Festigkeit auszeichnet. Er soll unbesiegtbar und unverwundbar machen, Macht verleihen und Unheil abwenden. Von altersher schmückt er als kostbarer Stein die Kronen der Herrscher, ebenso wie der zweite, dem April zugeschriebene Stein, der Saphir, der in einem milden, tiefen Himmelblau erstrahlt. Er gilt als Zeichen der Treue und Liebe. Karat und Smaragd sind die Glückssteine der im Mai Geborenen. Der Karat ist bunt, mit Streifen durchzogen und kann die verschiedensten Farben haben. Der Smaragd ist von satter dunkelgrüner Farbe und galt schon im Altertum als kostbarste. Er war und ist als Ringstein sehr beliebt. Den im Juni Geborenen gehören der Chalzedon und der Mondstein. Der erste ist ein in vielen Farben vorkommender Lichter aber unedlerer halbfester Stein, der Glück und Zufriedenheit bringen soll. Der Mondstein ist von milchiger Farbe und strahlt einen milden bläulichen Glanz aus. Dem Juli werden zwei rote Steine zugeschrieben, der Karneol, ein roter Chalzedon, und der Rubin, ein leuchtend roter Stein und nächst dem Diamanten der härteste aller Edelsteine. Er gilt als Stein des Lebens und der unveränderlichen Liebe und schmückt mit seiner Pracht Krone und kostbare Schmuckstücke.

Quarz und Sardonyx sind dem August zugeeignet, beides Achatsteine, die in bänderartigen Mustern und schönen Farben vorkommen. Am bekanntesten sind bei uns der schwarze und der dunkelbraune Onyx. Der Onyx soll manche Krankheiten heilen, dem September gelten Chrysolith und Chrysoberyll. Der Chrysolith, ein seit Jahrtausenden bekannter Schmuckstein, soll von den Sternbildern Merkur und Jungfrau beeinflusst werden. Er hat eine schöne Goldfärbung und gilt als Stein der Hoff-

nung und Beruhigung. Der Chrysoberyll, ebenfalls gelblich bis grünlich, soll gegen Krankheiten der Leber und Galle helfen. Dem Oktober werden Opal und Aquamarin zugeordnet. Der Opal, ein in allen Farben schillernder „opalisierender“ Stein, in seinen edelsten Exemplaren milchweiß, soll Tränen bedeuten, und der Aquamarin, ein wasserblauer Stein von strahlender Reinheit, gilt als Schutzmittel gegen Krankheiten und soll seinen Träger angenehm und beliebt machen. Der Topas, der Glückerstein der im November Geborenen, ist von warmer goldbrauner Farbe, er soll einen fröhlichen Sinn verleihen und Kerger von seinem Träger fernhalten. Der apfelgrüne Chrysoptas, einer der wenigen Edelsteine, die in Deutschland gefunden werden, und der hellblau bis grünblaue Türkis sind die Monatssteine des Dezember. Der Türkis soll Schriftstellern Glück und Erfolg bringen und überhaupt für alle Berufe, die mit dem Schreiben zu tun haben, günstig sein.

Damit hätten wir die Reihe der Monatssteine geschlossen, und wenn wir auch als moderne Menschen dem Aberglauben früherer Zeiten fernstehen, so erinnern wir uns doch gern an das, was vergangenen Generationen tieferer Sinn bedeutet.

Ein aufmerksamer Höfling

Ludwig XIV. von Frankreich, der „Sonnenkönig“, ging wie mit der Herzogin von Bourgogne und dem Herzog d'Anjou (einem Sprößling Ludwigs mit der Montespain) in der Gegend von Fontainebleau spazieren. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er, daß ihm ein dort befindliches Wäldchen eigentlich die schöne Aussicht verperzte. Als er ein wenig später wieder mit den beiden diesen Weg nahm, wiederholte er seine Beschwerde. „Wenn Eure Majestät befehlen“, sagte da dann, „wird sich das Wäldchen sofort unlegen.“

„Wenn's nur aus Befehlen anläßt“, entgegnete Ludwig lachend, „so möchte ich allerdings, daß die Bäume sogleich verschwinden!“ Da nahm der Herzog eine Jägerpfeife und piff. Und mit einem Schlag fielen alle Bäume um, es war wie ein Wunder. Die Herzogin geriet fast außer Fassung, und selbst der immerhin an allerhand gewöhnte Ludwig war nicht wenig überrascht.

D'Anjou hatte nach dem ersten Spaziergang alle Bäume vollständig durchsägen, vorher Stride daran befestigen lassen und mehr als 1200 Mann auf Wasche gestellt, die dann auf dem Felde die Stämme schnell wegzuhauten.

Großbauten aus Menhiren.

Bier wahrhaft überwältigende Großbauten aus Menhiren sind uns im Nordhain überliefert. Bei Carnac stehen drei, bei Erdevon der vierte. Tausend oder mehr Menhire sind in parallelen Reihen aufgestellt, die bis zu elf nebeneinander und bis zu hundert Meter Gesamtbreite einen Kilometer weit führen. Es handelt sich hier nicht um die Summe einzeln aufgestellter Steine, sondern um ein Gebäude mit Plan und Stil. Vielfach ist eine astronomische Bedeutung und Zielsetzung dieser Anlagen erwogen worden, konnte aber bis jetzt durch nichts erwiesen werden. Sehr viel mehr Wahrscheinlichkeit hat die Vermutung, daß diese Steinsetzungen mit dem Totenkult in Verbindung zu bringen sind, da sie ja inmitten eines riesenhaften jungsteinzeitlichen Friedhofs angelegt wurden. Man hat sie — das ist der wichtigste Beweisgrund — in der gleichen Weise wie die Gräber und Dolmen gebaut. Wie bei den Dolmen sind die beiden Enden dieser Straßen aus Stein ungleichwertig, und zwar ist gleichförmig mit den Dolmen das östliche Ende der Zugang zur Anlage, das westliche ihr Abschluß, bei den Dolmen durch einen aufrechten Stein, bei den Menhiren-Strassen durch einen Halbkreis von Menhiren dargestellt. Auffallend bleibt bei den Dolmen wie bei den Straßen aus Menhiren die Uebereinstimmung in der Zunahme der Größe der Steine von Ost nach West.

Steingräber oder hier Steinreihen sind Straßen des Todes, sind in ihrem Grundstil Straßen, die nach Westen, in den Schatten führen. Wir erkennen den tieferen Sinn des Totenkultus — es sind Wege, die in einen Bezirk weisen, der dem Licht und dem Lebendigen abgewandt ist.

General a. D. Otto von Below gestorben. In Besenhausen bei Göttingen starb im 88. Lebensjahre General der Infanterie a. D. Otto von Below, Träger des Eisenerkennzeichens zum Pour le Mérite, Ritter des Schwarzen Adlerordens, einer der bedeutendsten Heerführer aus dem Weltkrieg.

Aus Stadt und Land

Altensteig, 20. März 1941

Wochenplan der Hitlerjugend

HJ.M.-Berech Gruppe 3-401. Mittwoch 20 Uhr Nähen in der Frauenarbeitschule

HJ.M.-Gruppe 3-401. Dienstag und Freitag 20 Uhr GD. Kurs. Am Donnerstag 20 Uhr tritt die ganze Gruppe zur Siegereprobe für Sonntag an HJ Heim (oberes Schulhaus) an.

Amtl. Bekanntg. Ernann wurde im Bereich des Kultministers zu Lehrern die außerplanmäßigen Lehrer Ernst Grimm in Oberschwandorf, Hans Hain in Alpersbach, sämtlich zur Zeit im Kriegsdienst.

Bestorben

Tagold: Hermann Maß, Schneidermeister, 54 J.; Rdt. Johannes Fingelmeier, 70 J.

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Dieter Laub in Altensteig, Vertriebsleiter Laub u. Verlag: Buchdruckerei Laub, Altensteig, 3. Zz. Postfach 2 24 1941

Wart, 16. 3. 44
Dankagung.
Für die vielen Beweise herzlicher Teilnahme, die mir anlässlich des Verlustes meines lieben, guten Sohnes und Bruders
Hjz. Hans Herter
erfahren durften, danke ich besonders Herrn Pfarrer Michel für seine tröstlichen Worte, dem Frauen- und Mädchenchor für den schönen, erhebenden Gesang unter Leitung von Fräulein Seeger, den Altersgenossen für die Kranz- und Blumenpenden, sowie für die gütliche Beteiligung am Trauergottesdienst.
Im Namen der trauernden Hinterbliebenen:
Familie Georg Herter.

Wödingen, 17. 3. 44.
Dankagung.
Für die vielen Beweise herzlicher Teilnahme, die mir beim Heldentode meines lb. unerschütterlichen Mannes
Gesr. Joh. Heuster
erfahren durften, sage ich herzlich Dank. Besonders Dank dem Herrn Pfarrer Krüger für seine tröstlichen Worte, dem Kirchenchor für den erhebenden Gesang, auch all denen, die durch briefliche Mitteilung teilnahmen an unserem schweren Leid. Sogeten wir ein herzliches Vergeltungs-Gott.
Die trauernde Gattin mit Kindern u. allen Angehörigen.

Der Reichsmittler für Rüstung und Kriegsproduktion
Chef der Transporteinheiten, Berlin NW 40, Alsenstr. 4, Tel. 11 65 81 sucht:
Juristen, Jahnärzte, Zahntechniker, Kraftfahrer, Fachkräfte der Autobranche aller Art, Balkanfuhrer, Stellmacher, Maschinenbuchhalter (-innen), Abrechnungs (-innen), Kontingentsbuchhalter, Lohnbuchhalter (-innen), Kontoristinnen, Stenotypistinnen, Landwirte mit landw. Schulbildung. — Eintrag im Reich und den besetzten Gebieten.
Inserate
erbitten wir uns frühzeitig!

Lehrstelle für Friseurberuf
ist frei. (Junge oder Mädchen) für sofort bei
D. Günther, Friseurmeister
Altensteig
15—17 jährige
Hausgehilfin
in guten Haushalt gesucht.
Bosfert, Sägewerk, Wildbad
Tausche
1 Paar fast neue Sonntagshalschäfte, Größe 40, gegen 41
Erfriede Girebach
Eitmannsweller

50 RM Belohnung
wer Tabakbeutel zurückbringt
Donnerstag im 18 Uhrzug zwischen Bernau—Altensteig vergriffen. Jaeger, Ludendorffstr. 348

Lehrverträge
empfiehlt die
Buchhandlung Laub, Altensteig
Hafer- und Roggenstroh
hat abzugeben
Walter Schabbe
Gaugenwald

Lohnneuertabelle
für monatl., einzeltägig, wöchentliche etc. Lohnzahlung. Preis RM 3.—
Einzellohntabellen
Preis 60 Pfg.
Nach Lohnneuertabelle für Arbeiter und Polen empfohlen die
Buchhandlung Laub, Altensteig